

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 102

Dienstag, den 18. Mai

1920

Aus eigener Kraft.

Roman von
G. W. H.

Nachdruck verboten.

„Und dann hast du mich beide in die Augen und lächelst — lächelst plötzlich leuchtend laut hinaus, wie nur übermüdete Jugendliche lächeln kann. Und das helle Gelächter, das ihnen vielleicht nur darum immer wieder so liebend in die Kehle steigt, weil gar kein eigentlicher Grund dafür vorliegt, läßt sie die schmerzenden Schritte überhören, die draußen den Korridor entlang kommen und jählings vor dem Kontor haltmachen. Sie merken's auch nicht, wie die Tür sich leise öffnet und durch den schmalen Spalt ein paar kugelrunde Augen bitterböse dort hinderspähen, von wovon diese, an der Stelle ernstster Arbeit höchst ungeduldliche Felleierlein kam. Und dann steigt die Tür weit in ihren Angeln zurück, und Heinrich Brömmelmann steht auf der Schwelle.“

„Hier geht's ja lustig her!“
Doch die Lustigkeit ist bei seinem Erscheinen jääh verstummt. Fräulein Elert sitzt sehr aufrecht da, der schöne Rudi aber klappt die Fäden zusammen und bestätigt: „Ja, Fräulein, Herr Brömmelmann.“

„Jetzt kommt auch Rädle Elert von ihrem Sitz empor. Ihre braunen Augen funkeln, doch ihre Stimme klingt erlosch.“

„Sie scheinen von falschen Voraussetzungen auszugehen, Herr Brömmelmann. Ja.“

„Soll mich freuen, was Sie betrifft.“ Schneidet der ihr das Wort ab und stapft angebracht bis dicht vor sie hin. „Als jetzt hab' ich mich in der Beziehung noch nicht über Sie zu belagern gehabt, aber schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten, und der Rädle hat mir schon mal so was gesteckt. Zum Winkelpokeren hab' ich's Ihnen erlaubt, aber Mittag im Kontor zu bleiben, zu was anderem nicht.“ Und das merkte Sie sich, oder mit innerer guten Fremdschaft ist's aus.“

„Er steht sie noch eine Sekunde durchbohrend an, macht höchstens lechzt und begibt sich im Sturmstücht zur Tür zurück. Von dort wendet er die Augen noch einmal zurück, und mit gebietend ausgebreitetem, biden Zeigefinger bedeutet er seinen Korrespondenten, wo auch für ihn unerwünscht der Zimmermann das Loch verlassen habe.“

„Ihm eine unterthauent!“ empfindet der schöne Rudi ein hier unübersehbares Verlangen, doch in gerechter Erkenntnis, daß solches die Situation nur unangenehmer verwickeln werde, begnügt er sich, macht Fräulein Elert eine telephonische Beredung, und während draußen der Chef nach links den Gang hinunterstapft, geht er leichthändig nach rechts noch einmal ins Freie hinaus. Und Rädle Elerts Bild geht mit ihm, wie sie, seine verabschiedende Beredung merkwürdiger laßend, mit zusammengepreßten Lippen und erblaueten Schläfen herangeht vor ihrer Schreibmaschine stand.“

„Auf dem Bürgersteig hin und her gehend, wartete er, bis die anderen jungen Angestellten, die in der Nähe einen gemeinsamen Mittagstisch hatten, zurückkamen. Mit ihnen gleichzeitlich betrat er wieder das Kontor.“

Die Schreibmaschine klappte, und Rudolf Wältenhoff jeder flog über das Papier. Der Verlauf des Nachmittags bot ihm keine Veranlassung, an Fräulein Elert das Wort zu richten.

Nach Geschäftsstunde war sie heute die erste, die ging. Während er Herrn Rädle die erledigten Korrespondenzen aufs Pult legte, eilte sie abgewandten Gesichts zur Tür hinaus. Eine Minute später war auch er auf der Straße draußen. Ein Glanz voran sah er sie, den Rücken ihm zugewandt, an der Tramwayhaltestelle stehen. Bevor er sie noch völlig eingeholt, hielt vor ihr einer der nach Treptow fahrenden Wagen, sie sprang auf, verschwand im Wageninnern, und die Elektrische fuhr weiter. Mit ein paar lähmen Sprüngen kletterte der schöne Rudi ihr nach. „Befehl!“ rief ihm der Schaffner zu, da hat er sich schon auf den Hinterrücken geschwungen, zwängte sich als Ueberzähliger in eine Ecke und späht ins Wageninnere hinein. Ihm abgewandt sitzt am oberen Ende sie, die ihn so in Trab gebracht, und starrt auf die Straße hinaus. Und ohne einen Blick für ihre Umgebung, immer vor sich hin starrend, verläßt sie nach kurzer Fahrt den Wagen wieder, macht ein paar rasche Schritte und fährt jählings herum, als hinter ihr ein freundliches „Guten Abend, Fräulein Elert!“, erklingt.

Beller Zorn spricht aus ihren Augen und klingt aus ihrer Stimme:

„Stell' dich nicht mal so viel Tatigefühl haben Ziel!“ Rudolf Wältenhoff verbeugte sich, den Hut in der Hand. „Gerade mein Tatigefühl zwingt mich, Sie um Verzeihung zu bitten für die Katastrophe, deren Ursache ich leider werden mußte.“

Ihre braunen Augen funkeln ihn an, ihre Lippen bebend erregt. „Katastrophe nennen Sie's — ich nenn's Blamage! Die erste, die mir in meinem ganzen Leben widerfahren ist. Und die verdammt ist Ihnen!“

„Verzeiht, so ein Aussehen brauchen Sie doch nicht!“ plant er heraus, bricht plötzlich ab und starrt sie an.

„Was glänzt denn da in Ihren Augen, drängt unter den Wimpern hervor, obgleich sie's mit sichtbarer Gewalt zurückdrängen will? — Tränen! Nüchtern, wahrhaftige Tränen, nicht bloß solche, die ein böhigen Neger, ein böhigen Aufgeblasener hervorlocken läßt — regelrechte Schmerztränen sind's.“

„Aber Fräulein Elert — aber Fräulein Elert!“, stammelt er.

„Lassen Sie mich!“ fährt sie ihn an und löst sich voll Heftigkeit die heißen Tropfen von den Wimpern. „Und gehen Sie Ihres Wegs und lassen Sie mich den meinen gehen.“

Doch er schüttelt den Kopf. „Das kann ich nicht so ohne weiteres, wenn Sie's auch von mir verlangen. Sie dürfen keine Dummheit nicht so ernst nehmen.“

Sie lagte auf, ein Naken, in dem die zurückgedrängten Tränen würgten.

„Ernt' — was wissen Sie denn überhaupt davon! Sie machen den Eindruck, als wär' Ihnen in Ihrem Leben noch niemals etwas wirklich Ernst gewesen. Mir aber ist's Ernst mit meiner Stelle und auch sonst!“

„Er weiß nicht, was er sagen soll.“ Es kommt ihm aber vor, wie sie sich hat, und einen Schritt zurücktreibend, versichert er ein wenig leise:

„Selbstverständlich werde ich Ihnen für das, was Sie als Blamage empfinden, nach Möglichkeit Genugtuung verschaffen.“

„Wieder reißt sie ihm das Wort vom Munde. „Genug.“

gott an. Eine kurze Wache zog im Schloßkorridor auf; jeder Bereich wurde gesperrt, sowie die nach Dienstföhrernde Fernsprechverbindung unterbrochen.

Beim ungarischen Verbindungsoffizier erschien von neuem der Kommandeur und erklärte, im Auftrag des Oberkommandos der französischen Orient-Armee, des Generals Franquet d'Esperey, Generalfeldmarschall von Madensen und die Offiziere seines Stabes hätten um 6 Uhr 30 nachmittags mit einem bereitstehenden Zuge die Abreise nach einem ihm unbekanntem, neuen Internierungsort in südöstlicher Richtung anzutreten. Wurfen und kleines Gepäck könnten mitgeführt werden; der Rest des Stabes würde in etwa 48 Stunden folgen. Zur Fahrt zum Bahnhof rühten Autos zur Verfügung.

Generalfeldmarschall von Madensen legte dem ungarischen Hauptmann Reizner gegenüber gegen diese einseitig französische, allen mit der ungarischen Regierung getroffenen Abmachungen widersprechende Forderung zur Berücksichtigung seiner Person und seines Stabes Vernehmung ein und wendete sich, diese zu erschöpfen. Er leit durch die ungarische Regierung auf Grund des französisch-ungarischen Waffenstillstandes vom 4. 11. 18 interniert, reise unter dem Schutze dieser Regierung und habe durch diese Regierung bisher keinerlei Mitteilung erhalten, daß seine Internierung an einem anderen Orte stattfinden sollte. Der ungarische Offizier wurde beauftragt, diese Angelegenheit sofort — sei es von Kontakt oder von einer sonstigen Zwischenstelle aus — der ungarischen Regierung zu melden und von ungarischen Ministerpräsidenten Gegenmaßnahmen zu verlangen. Der ungarische Hauptmann betraf das Schloß, um angeblich diesen Befehl zu entziehen. Er lehnte aber nicht mehr zurück. Es mußte daher angenommen werden, daß er von den Franzosen an der Ausführung seines Auftrages verhindert wurde, oder daß er diesem aus anderen Gründen — vorüberige Kenntnis der Forderung — nicht entsprach.

Zunächst ließ der Feldmarschall seine Weigerung dem französischen Oberstleutnant direkt durch einen deutschen Offizier mitteilen. Rummehe erklärte der Oberstleutnant Guespereau vor Augen: Die ungarische Regierung habe von dem Befehl der Alliierten, den Generalfeldmarschall von Madensen und seinen Stab weiterhin durch die Alliierten zu internieren, Kenntnis ergötzen und habe ihre Einwilligung — wenn auch unter Widerpruch — bereits erteilt. Die Behandlung und Internierung des Feldmarschalls werde durch die Franzosen in einer Weise erfolgen, die dem Range und der Würde des Feldmarschalls völlig gerecht werden sollte. Sein Befehl laute im übrigen, wie schon oben angegeben. Die Frage, ob er bereit sei, diesen seinen Befehl mit Waffengewalt zu erzwingen, beantwortete Oberstleutnant Guespereau mit Ja, da auch dies sein Befehl sei.

Angesichts der bereitstehenden starken französischen Abweisung und der Befehle aller Schloßteile mußte der Generalfeldmarschall der französischen Gewalt weichen und sich zur Abfahrt bereit machen.

Die Abfahrt aus dem Schloß erfolgte um 7 Uhr nachmittags. Die Fahrt ging mit Kraftwagen zum Bahnhof Wöbbitz. Die dorthin gehende Straße war beiderseits durch französische Patronen besetzt. Von Wöbbitz entführte ein Sonderzug um 9 Uhr den Feldmarschall von Madensen mit seinen Offizieren, begleitet von dem französischen Regimentsstab und einer Schwadron nach Süden, nach einem noch unbekanntem Aufenthaltsort.

Bunte Zeitung.

„Angelegenheit mit kleinen Tragflächen. Direktor Page von der englischen Handley-Page Fluggesellschaft hat ein Flugzeug konstruiert, das bei viel kleineren Tragflächen die gleiche Tragfähigkeit anweist, wie die bisherigen Flugzeuge dieses Systems. Der Vorteil der neuen Maschine liegt vor allem in dem Umstand, daß solche Apparate auf viel kleineren Landplätzen abheben können als die bisherigen Maschinen mit ihrer riesigen Spannweite, was für die praktische Ausnutzung des Luftverkehrs natürlich von erheblicher Bedeutung ist. Zur Zeit will Direktor Page übrigens in Christiania, um einen gewissenhaften Dienst zwischen seiner Gesellschaft und den norwegischen Fluggesellschaften anzubahnen. Die hartnäckigen Verhandlungen gegen Page in Stockholm und Kopenhagen zu führen, um dem Ziel, einen ständigen Luftdienst zwischen England und Skandinavien ins Leben zu rufen.“

Die schwedischen Gefangen'ne werden zu groß. Die Menschheit bessert sich, und die Kriminalität nimmt ab — wenn auch zunächst nur im glücklichen Schweden. Nachdem dort während der Kriegezeit die Zahl der strafbaren Handlungen und der Verurteilungen zu Gefängnisstrafen stark zugenommen hatte, ist sie jetzt in so raschem Rückgang begriffen, daß die bisher überfüllten Gefängnisse bald leer stehen. So ist beispielsweise im Gefängnis zu Karlskrona nur noch 29 Häftlinge, auf die fast ebensoviel Verwaltungsbeamte kommen, so daß dort beinahe auf jeden Gefangenen ein eigener Wächter kommt. Da in der Stadt aber große Wohnungsnot, besonders unter den Werk-Arbeitern herrscht, so denkt man daran, das Gefängnis eingehen zu lassen und es zu einem Wohnhaus umzugestalten.

Literarisches.

„Flugblätter des Spiegel-Berlags. Der Spiegel-Berlag in Berlin hat in der „Der Spiegel“ genannten Sammlung Beiträge zur jüdischen und jüdischen Kultur“ wieder zwei Flugblätter herausgegeben, die, so verschieden auch die Gebiete sind, die sie behandeln, doch zwei Grundzüge gemeinsam haben: Das Kritische und das Politische einerseits, den Glauben an die Zukunft andererseits — also Negatives und Positives. Flugblatt 1/23, „Die jungen Völker“ von Woeller van den Bruck, ist eine klare, für jedermann verständliche Auseinandersetzung mit Spenglers jüngst erschienenem Werke „Der Untergang des Abendlandes“. Der Weltkrieg hat das Abendland gespalten, die alten Nationen und die jungen Völker schicksalhaftig geschieden. Für die Völker der Sieger, die alten Nationen, treffen alle Voraussetzungen zu, unter denen der Untergang des Abendlandes steht. Die Völker der Besiegten, die jungen, werden entweder in den Zusammenbruch mit hineingezogen, oder sie, deren Unterschied von den anderen in dem Gegensatz zwischen Osten und Westen begründet liegt, werden durch die Wiederkehr dem Schicksal der Zivilisation entzogen. Uns, die Deutschen, die wir dem Westen und Osten zugleich angehören, die wir Volk einer alten Geschichte und zugleich Volk einer jungen Bestimmung sind, hat der Weltkrieg einer dritthalben, jugendlichen Bestimmung zurückgegeben.“

Die andere Flugchrift, Flugblatt Nr. 24/25, das „Gottesgnadentum in der Wirtschaft“ ist ein offener Brief, den Robert Friedländer an den Justizrat Dr. Waldschmidt, den Leiter der Ludwig Borne Aktiengesellschaft, richtet, und in dem er sich gegen den wirtschaftlichen Ton wendet, mit dem Dr. Waldschmidt das Betriebsrätegesetz von offizieller Stelle aus abgelehnt hat. Das Betriebsrätegesetz ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern eine politische Maßnahme von Weltbedeutung. Wie heute für die überwältigende Mehrheit der Menschen, eine absolutistische Staatsform nicht mehr denkbar ist, so ist auch kein Platz mehr für das wirtschaftliche Gottesgnadentum. Das Betriebsrätegesetz ist der erste praktische Versuch, Ausgleich zu finden zwischen dem absolutistischen Besitzbegriff und dem kommunikativen Gemeinheitsbegriff und zwar in der höchsten Einheit des sozialen Besitzbegriffes. Richt des Sozialstaats; denn der beschränkt sich zum sozialen Gebotener wie die Kirche zum Christentum. Wenn auch der Versuch fasser die Welt als Ganzes durch die soziale Stelle des Sozialismus betrachtet, so ist sein Wert ebenso wie die dorthin genannte Flugchrift ob der Ernsthaftigkeit der Darlegungen ernst zu nehmen.

G. G. Barnick.
Nation und Völkerverbund. Von Walter G. H. Berlin 1920. Verlag Hans Robert Engelmann.

Der Völkerverbund-Vorleser der deutschen Regierung. Eingeleitet von Dr. Hans Wehberg. 1920. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin.

Das Nationalitätenproblem und der Völkerverbund. Von Franz Turda. Berlin 1920, Verlag Hans Robert Engelmann.

Nationalismus — Volkswirtschaft — Völkerverbund. Von Dr. Walter Schägel. Berlin 1920, Verlag Hans Robert Engelmann.

Der Aufstieg zum Wohlstand. Das Geheimnis des Erfolgs. Von Ernst Friedrich Herber. Völkerverbund Berlin-Bern, Charlottenburg, Kleiststr. 13.

Sie beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 25, Fernr. 4520.



...werde ich mit schon selber verschaffen, indem ich Herrn Brömmelmann morgen um meine Entlassung bitte. „Das war doch geradezu“ — pläzt er wieder heraus und lenkt dann ein — „nota bene, wenn Ihnen der Stel- lungswechsel nicht velleicht ganz erwünscht kommt.“ „Nein, er kommt mir nicht erwünscht. Im Gegenteil, ich war gern dort, aus mehr als einem Grunde.“ „So sehe ich keinen Grund ein, warum Sie Herrn Brömmelmann Ihrer wertvollen Verehrtheit berauben sol- len.“ „Nun, er kommt aber doch einer seine Entlassung zu fordern hat, so werde ich dieser eine sein.“ „Es kam ohne Applomb heraus, lang aber wie eine plötz- lich festgesetzte Absicht und Rätze Eilers, ein wenig ruhiger werdend, blickte ihn unglückselig an.“ „Sie? Nun, für Sie liegt doch wohl eigentlich kein Grund vor.“

„Kein Grund?“ Er lächelt ipthäubisch. „Sie meinen, für mich könnte Herr Brömmelmanns irrige Annahme von Pousfizern und Vergleichen nur schmeichhaft sein, und dar- in haben Sie freilich recht.“ „Ach lassen Sie den Blödsinn“, unterdrückte sie ihn wie- der aufgebracht. „Für Sie ist's eben nichts weiter als ein Jux.“

„Na, erlauben Sie mal“, meinte Rudolf Wüllenhof und zieht auch seinerseits die Stirn in Falten, „ein Jux — dazu hängt schließlich auch für mich so allerhand mit dieser Stelle zusammen, die zu finden schwer genug gehalten hat.“

Rätze Eiler hatte den Blick geradeaus gerichtet und die Arme über die Brust gekreuzt, wie sie's zu tun pflegte, wenn sie schärf etwas nachdachte. Aus diesem Nachdenken heraus sah sie den vor ihr Stehenden plötzlich wieder an und sagte:

„Eigentlich passen Sie ja gar nicht richtig für Ihre jetzige Stellung — aber die nicht zu Ihnen — das fiel mir sofort auf.“

Er zog die Schultern bis zu den Ohren hoch. „Passen — lieber Gott, in der Not kriegt der Teufel Fliegen.“

Sie betrachtete ihn, der in seinem eleganten Jackett- auszug ausah wie aus dem Modejournal geknipst, von Kopf bis zu Füßen. „Die Not sieht man Ihnen nicht gerade an — aber Sie müssen einen sehr vertrauensvollen Schneider haben.“

Nun lachte er hell hinaus. „Mein neues Sommerhüt- — ja, das ist wahrhaftig noch nicht bezahlt! Aber vielleicht — wenn's mit gelingen sollte, mich weiter bei Heinrich Au- gust Brömmelmann zur Zufriedenheit zu behaupten, be- trachtet's der Däbel Todt.“

Es hörte sich so drohlich an, daß auch über Rätze Eilers Gesicht unwillkürlich ein flüchtiges Lächeln huschte. Dabei schüttelte sie den Kopf.

„Wissen Sie, Ihr Onkel Todt — wenn der überhaupt seine Eite ist — da hab' ich so eine unzulässige Ahnung, daß der für Schuldennachen aber auch gar kein Verständnis hat. Und nun will ich Ihnen mal was sagen“ — ihr Gesicht wird wieder ernst — „daß Sie Ihre Eitelkeit künftigen — wor- an Sie in Wirklichkeit nicht denken — das ist natürlich Tor- heit, und das möchte ich auch nicht auf mich nehmen. Wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen — das heißt, ich werde morgen früh mit Herrn Brömmelmann sprechen und hoffe, daß das Resultat dieser Unterredung für mich zutrif- fendeitend sein wird. Alles Weitere muß ich dann Ihrem Takt anheimstellen und auf den hoffe ich mich verlassen zu können.“

Dabei sieht sie ihm in die Augen mit einem klaren, festen Blick, so wie ihn zuvor noch kein weibliches Wesen ange- sehen.

Ihm wurde seitjam unter diesem Blick. Es war, als ob in dem eine Hand wär, eine kleine, zierliche Hand, die in ihn hineingriff, dorthin, wo in dem schönen Kinn unter al- lerhand Torheit und Selbstfertigkeit tief verdeckt noch ein Keit des irdischen Erbes ruhte: der ständige Kern, darauf der Hofstand der Wüllenhofs sich aufbaute.

Aber er sieht Rätze Eiler festen Blickes an und sagt: „Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde schließlich alles zu vermeiden wissen, was Ihnen unerwünscht sein könnte.“

„Ich danke Ihnen“, gibt sie zurück, macht eine Bewe- gung, als ob sie sich zum Gehen wenden wollte, kehrt ihm dann abermals den vollen Blick zu und sagt freimütig:

„Ich bin vielleicht in manchen Dingen ein bißchen schwerfälliger als andere Mädchen, dafür kann ich nun mal nichts. Und an der Stelle bei Brömmelmann ist mir viel gelegen. Ich war so froh, als ich mit Mutterden nach Treptow heraus ins Grüne ziehen konnte und es von da nicht weit ins Geschäft hatte. Ich würde etwas so gut Passendes so leicht nicht wiederfinden.“

Sie lächelte ein wenig und nickte ihm zu, als hätte sie nun alles gesagt und wolle gehen.

Da hatte er blühsich ihre Hand gefaßt: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Eiler.“

Eine leichte Verlegenheit malte sich auf ihrem Gesicht, sie will die Hand zurückziehen und läßt sie dann doch in der sein.

„Von Verzeihen kann ja wohl keine Rede sein, Herr Wüllenhof, denn schließlich haben Sie ja nicht allein gelacht. So tragisch wollen wir die Sache denn doch nicht aufbau- schen.“

„Wenn Sie's so betrachten wollen, dann Gott sei Dank!“ ruft er mit aufrechter Freude. „Denn andersrum wär's mir wirklich ein schiefliches Gefühl gewesen.“ Und dann fragte er, nur um sie noch ein wenig zurückzuhalten:

„In Treptow wohnen Sie mit Ihrer Frau Mutter?“

„Ja, und Mutterchen zählt abends die Minuten, bis ich heimkomme. Sie ist den ganzen Tag allein und viel lebend. Darum jetzt: Guten Abend, Herr Wüllenhof.“

Sie hat mit leichtem Druck ihre Hand aus der seinen ge- zogen, nicht ihm freundlich zu und geht rasch davon.

Er sieht ihr nach, so lange er kann. Was für einen net- ten Gang sie hat. Leichtfüßig und doch was Energisches. Und solche kleinen Füsse. Klipp-klapp machen die Schritte, wie ihre Schreibmaschine. — Wo Arten topierte sie in ihrer freien Zeit. — So würde sie's wohl nötig haben. Und in Treptow wohnt sie mit ihrer lebenden Mutter.

Nun ist sie seinem Blick entchwunden, ist von der haums- bestandenben Chaussee seitwärts abgedogen in eine der Stra- ßen, wo in kleinen Gärtchen kleine Häuschen in Einzelstet und Stille träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Internierung des General- feldmarschalls von Mackensen und seines Stabes.

Unter dem Titel Generalfeld- marschall von Mackensen, Von Bukarest bis Saloniki hat der Hauptmann beim Stabe des Oberkom- mandos M. Luyten einen wichtigen Beitrag zur deutschen Geschichte heraus- gegeben. (G. F. Lehmanns Verlag, München.) Er bringt eine fesselnde Schil- derung des schwierigen Rückmarches aus Rumänien und die Darstellung der schmählichen Gefangensetzung des Mar- schalls in Ungarn und Saloniki. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir den folgenden für die französische „Mitteil- lichkeit“ sehr bezeichnenden Auszug:

Das dem Generalfeldmarschall von Mackensen von der ungarischen Regierung als Internierungsort zugewiesene Schloß Foth liegt ungefähr zwanzig Kilometer nordwestlich der engeren Stadt Ofenpest. Das weitläufige Schloßgebäude, umgeben von einem waldbühnlichen Park und einem Dorfe gleichen Namens, ist der Sitz der Familie des Grafen Ladislaus Karoly, eines Oheims des Leiters der ungarischen Volkregierung, Graf Kubeislaus — sein Parteigänger seines Reiches — hatte, als er während der jetzt abgelaufenen Unter- redung im Ofenpest'schen Parlamentsgebäude telephonisch er- sucht wurde, sich sofort bereit erklärt, dem Feldmarschall und seinem Stab aufzunehmen. Die Vorbereitungen hierzu wurden beschleunigt getroffen, so daß Feldmarschall von

Mackensen mit seinem aus dreizehn Offizieren und höheren Beamten, sowie 120 Interoffizieren und Mannschaften be- stehenden Stabe am 18. 12. im Schloß und Dorf Foth Quartier beziehen konnte.

Eine Kompanie ungarischer Infanterie — Rotgardisten von höchst zweifelhafter Zuverlässigkeit — begleitete den Stab als ungarische Schutz- und Truppmacht. Die Regierung Karoly's glaubte dieses militärischen Aufgebotes zur Bewachung des Generalfeldmarschalls zu bedürfen, obwohl Feldmarschall von Mackensen dem Grafen Karoly persönlich seine Bereit- willigkeit zur Internierung zugestimmt hatte. Da die ungarische Regierung nicht so leicht auf die Durchführung der Internierung Bestimmungen zu erlassen, die jedem, in ähn- lichen Fällen von abwärtsierten Staaten bisher festgelegtem Brauch widersprechen und nichts anderes als eine Kriegs- gefangenhaft bedeuteten. Es bedurfte eines entsprechenden, sehr energischen Hinweises und der Erklärung des Feld- marschalls, er werde ungarischen Boden nicht verlassen, solange deutsche Truppen durch die ungarische Regierung interniert seien, um die ungarische Regierung zu veran- lassen, die Bestimmungen abzuändern und dem Feldmar- schall und seinem Stabe die Freiheit zu gewähren, auf die Internierte nach internationalem Brauch ein Recht haben.

Die Wagnisse zogen ab und wurden durch eine kleine Bandenarmee-Sicherheitswache ersetzt. Sie waren auch schon fast ungefallen gewesen, daß ihnen nicht täglich in Foth Kino und Tanzveranstaltungen geboten werden konnten.

Daß dem großen Entgegenkommen der russischen Fa- milie konnte nimmer die Internierung auf das Beste ge- regelt werden. In Schloß und Dorf waren Offiziere wie Mannschaften genau aufgenommen. Selbst meine Kreise Ofen- pest besaßen sich, dem Generalfeldmarschall von Mackensen Beweise zu bringen, daß trotz aller Gefährnisse es den- noch längere Jahre, die nicht, wie ihre jetzigen Regierenden, die frühere deutsche Bundes- und Waffenüberbrückung ver- leugerten, sondern dessen dankbar gebührt, daß es der Feldmarschall von Mackensen war, der von den ungarischen Grenzen die drohende Gefahr einfallender Russen, Ser- ben- und Rumänen-Garden schiedte. Viele Liebesgaben fanden den Weg nach Foth und eine in Ofenpest zugunsten der internierten deutschen Soldaten veranstaltete Samm- lung erbrachte den Ertrag von 100 000 Kronen, so daß auch den durch Ofenpest rollenden deutschen Transporten Besondere zuteil wurden.

Den besten Dank für das Opfer seiner Freiheit brach- ten dem Generalfeldmarschall jedoch die ständigen Meldun- gen, daß auch weiterhin die Transporte seiner Soldaten die ungarische Grenze überschritten und überführten.

Die französische Kommission in Ofenpest mußte dem ob- mächsig zusehen. Sie kam indessen auf Rache, getrieben von dem Argwohn, auch der Person des Feldmarschalls nicht mehr sicher zu sein. Dem Vertreter Grafen Karoly mußten aber diese Sympathieäußerungen der ehrwürdigen Un- garn für den Feldmarschall von Mackensen Befolgung um seine eigene Stellung einflößen.

Am 27. 12. nachmittags erschien ein französischer Haupt- mann dem Stabe der französischen Kommission des Oberkommandos Wg in Foth und ersuchte unter dem Vor- wande, die Antornote des Marschalls Foth auf den am 12. 12. bei der ungarischen Regierung erhabenen Protest zu überbringen, den Feldmarschall zu sehen. Generalfeld- marschall von Mackensen lehnte den Empfang des Briefes und seines Ueberbringers ab: Er sei von der ungarischen Re- gierung interniert und könne Briefe nur von dieser entgegen- nehmen, zumal auch das Protokollschreiben an die Regierung Ungarns gerichtet gewesen sei. Der ungarischen Waffen- stillstandskommission in Ofenpest, sowie dem nach Foth kom- mandierten ungarischen Verbindungsoffizier, also Organ der ungarischen Regierung, wurde von diesem Besuch einer französischen Behörde, in dem Verleiche des internierten Stabes mit der ungarischen Regierung eigenmächtig ein- zugreifen, sofort Kenntnis gegeben. Es mußte angenommen werden, daß der französische Hauptmann keinen anderen Auftrag hatte, als die Internierung des Feldmarschalls heimlich an Ort und Stelle zu prüfen. Die Ereignisse sollten diesem Argwohn bald recht geben.

In der Morgenandäuerung des 31. 12. 18, als das Tage- wert fann begann, umstellte plötzlich eine starke Abteilung französischer Kavallerie — afrikanischer Reiter — das Schloß und Dorf, rüdte ins Dorf und auf den Schloßhof ein und unterband jeden Verkehr, selbst der Hausbewohner. Vor den Eingängen und Fenstern des Schloßes standen Spahis, dem gepanzerten Karabiner schußbereit auf dem Oberflügel. Gegen 8 Uhr vormittags erschien der französische Oberst-

lantant Guejereau, Kommandeur des ersten Regiments der marokkanischen Spahis, beim ungarischen Verbindungsof- fizier. Er erklärte ihm, er habe den Befehl, das Schloß abzusperrern und verlange, persönlich den Generalfeldmar- schall zu sehen. Als der Generalfeldmarschall den Emp- fang aus diesem französischen Offiziers ablehnen ließ, drang der französische Oberstleutnant mit zwei weiteren Offizieren in das vom Generalfeldmarschall von Mackensen bewohnte Zimmer ein. Dieser wies ihm mit einer Handbewegung die Tür.

Der französische Oberstleutnant hat nach seiner eigenen, dem ungarischen Hauptmann gegebenen Erklärung, auf Be- fehl höherer Orts und nach Anweisung der französischen Waffenstillstandskommission in Ofenpest gehandelt. Auf Be- fehl also hätte diese französische Truppe nicht nur die einschärfen Gehege der Höflichkeit, sondern sie verlegte ebenso schwer die Höflichkeit des ungarischen Staates und die geschlossenen Verträge. Generalfeldmarschall von Mackensen und sein Stab waren vertragsgemäß durch die ungarische Regierung interniert worden und standen unter dem Schutze dieser Regierung. Eigenmächtig, heimlich in der Dunkelheit hatten nimmer die Franzosen mit Waffens- gewalt in diese Internierung eingegriffen. Ein deutscher Heerführer und rund 130 internierte und entwaffnete deutsche Soldaten waren von einem französischen Kavali- er-Regiment, scheidungsweise wohl 600 Mann stark, mitten im Waffenstillstand umzingelt und gefangen gehalten! Grande gloire!

Da der ungarischen Regierung die Pflicht ihrer Ehre gebieten mußte, den Generalfeldmarschall von Mackensen gegen diesen französischen vertragbrechenden Gewalttat zu schützen, erhob der Generalfeldmarschall bei der ungarischen Regierung scharfen Einspruch und verlangte die Entsendung des französischen Regiments.

Die ungarische Regierung, angeblich — nach Aussagen des neuen Kriegsministers Graf Festerics vom 31. 12. — selbst durch das Erscheinen des französischen Regiments und dessen Eingreifen in Foth überführt, wußte jeder ent- schiedenen Stellungnahme gegen die französische Kommission aus. Sie ließ dem Feldmarschall von Mackensen erst am 2. 1. 19 auf seinen Protest folgendes Antwortschreiben durch den Kriegsminister zugehen:

„Die ungarische Regierung erbauet aufrichtig, daß sie schon anlässlich des ersten Besuchs französischer Offiziere in Foth vom Stabe Gw. Czeglény seine Verständigung erhielt.“

Nimmer ist die ungarische Regierung nur dann in der Lage, beim französischen Kommando einzuschreiten, falls Gw. Czeglény bereit wären, sich schriftlich und ehrenwärtlich zu verpflichten, auch in dem Falle weiter in Ungarn zu verbleiben, wenn sich kein deutscher Soldat Gw. Czeglény's Arme mehr auf ungarischen Boden befinden.“

Diese Antwort der ungarischen Regierung war als ein schmählicher Versuch anzunehmen, sich der übernommenen und vom Grafen Karoly selbst am 16. 12. 18 ausdrücklich anerkannten Pflicht, den von ihr internierten Feldmarschall gegen Eingriffe der Franzosen zu schützen, zu entziehen. Die — zumindest gesagt — schwache Begründung, das Ober- kommando trage die Schuld, daß die ungarische Regierung diese Pflicht nicht ohne weiteres erfüllen könne, wider- spricht direkt den Tatsachen.

Wie weit diese Antwort im vorherigen Einverständnis mit der französischen Kommission von der ungarischen Re- gierung gegeben sein mag, war nicht festzustellen, aber anzunehmen. Angeht's des erneuten Standens der un- garischen Regierung über die von ihren höchsten Männern mündlich gegebenen Zusicherungen sah sich der Generals- feldmarschall gezwungen, auch seinerseits bindende schrift- liche Erklärungen zu verlangen, falls er sich weiterhin der ungarischen Regierung verpflichten sollte. Er forderte daher in seinem Erwiderungsschreiben darüber Genüßigkeit zu er- halten, was mit dem seinen Grundsätzen rechtswidrigen Zu- rückhalten seiner Person beabsichtigt sei, und daß die so- fortige Zurückziehung jeder französischen Besetzung aus Foth und Umgebung, die Nichtberücksichtigung einer anderen Be- setzung, sowie das Wieder-in-Kraft-treten der Bestimmungen des ungarischen Kriegstillstandes über die Durchführung der Internierung endgültig zugestimmt würden.“

Das Antwortschreiben des Generalfeldmarschalls von Mackensen an die ungarische Regierung wurde jedoch am 4. 1. 19 durch einen noch größeren Gewalttat der Fran- zosen erwidert.

Gegen 4 Uhr nachmittags, also wiederum bei Dunkelheit, rückte das ganze französische Kavallerie-Regiment zur ver- stärkten Besetzung von Schloß, Wirtschaftshof und Dorf

